



Geistliches Zentrum St. Peter
A. Zahlauer

Freiheit zum Dienst

Ignatianische Impulse zu einer diakonalen Spiritualität

1. Eine „kinderschwere“ Frage
2. Eine „einfache“ Geschichte
3. Vertiefung I
4. Vertiefung II
5. Konkretionen: Überblick und Entfaltungen
 - 5.1. Ein Überblick
 - 5.1.1 Herr, erbarme Dich!
 - 5.1.2 Kyrie eleison!
 - 5.1.3 Adonai rachäm!
 - 5.2. Der Diakon und die *Erbärmlichkeit*
 - 5.3. Der Diakon und die *Herrlichkeit*
 - 5.4. Der Diakon und die *Zärtlichkeit*
6. Schlussgedanken

Sehr geehrte Zuhörer!

Liebe Mitbrüder im Amt des Diakons!

Ignatianische Impulse zu einer diakonalen Spiritualität ... Ich darf – auf Einladung von Peter Höfner hin – zu Ihnen sprechen als jemand, der aus der ignatianisch geprägten Exerzitienarbeit kommt und seit Jahren aus dieser Haltung heraus Menschen begleitet. Manchmal sind es einzelne Gespräche über einen gewissen Zeitraum hin, und manchmal geschieht die Begleitung in verdichteten Zeiten, bis hin zu den klassischen dreißigtägigen Exerzitien. Immer wieder geht es dabei darum, die Sehnsucht der einzelnen Menschen ernst zu nehmen, diese, ihre Sehnsucht zu profilieren und sie hineinzustellen in die Gestalt des Glaubens, wie sie die biblische und mitunter auch die liturgische Tradition vermittelt. Aus dem aktuellen Erleben der Einzelnen will eine von Glauben gedeutete Erfahrungsganzheit heranreifen, die mich entschieden und profiliert engagiert als Christ leben lässt.

Ignatianische Impulse zu einer diakonalen Spiritualität ... So weit es die Gattung eines Vortrages zulässt, möchte ich Sie jetzt auf einem solchen Weg mitnehmen, nicht über ignatianische Impulse reden, sondern solche setzen.

1. Eine „kinderschwere“ Frage

Beginnen wir mit einer Frage, die einfach klingt, es aber in sich hat. Ich nenne Fragen dieser Art gerne „kinderschwer“.

Glauben – wie geht das?

Was geschieht, wenn jemand zu glauben beginnt? Was geschieht, wenn jemand auf dem Weg des Glaubens Fortschritte macht? Was verändert sich da? Häuft sich da so etwas an wie Gewissheit? Wächst Sicherheit? Kann ich über diese einmal gewachsene Sicherheit verfügen? Habe ich es in der Hand, wie mein Glauben „geht“? Was tut sich da?

Man kann sich diese Frage gut aus dem Mund eines Kindes stammend vorstellen: Glauben – wie geht das? Kinderleicht ist es,

lese Frage zu formulieren. Kinderschwierig wird sie, wenn wir versuchen, klare, eindeutige Antworten zu geben.

2. Eine „einfache“ Geschichte

Es gibt eine kleine, ausgesprochen kurze, ja „einfache“ Geschichte, sie besteht nur aus wenigen Sätzen, die mit unserer „kinderschwierigen“ Frage ausgesprochen gut korrespondiert. Nicht, als ob sie uns alle möglichen Antworten böte, das nicht, aber sie liefert uns einen Horizont, einen, wenn wir es so nennen wollen, Antwort-Horizont.

Die Geschichte:

„Gott ... Gott ist für mich Luft!“ spricht ein ungläubiger Mensch, „Gott ist für mich wie Luft!“

„Ja“, antwortet ihm ein glaubender Mensch, „Du hast völlig Recht! Gott ist auch für mich wie Luft – versuch' nur einmal, fünf Minuten ohne Luft zu leben.“

Was bringt diese kleine Geschichte zum Ausdruck? Beide Male wird, vom Ungläubigen Menschen, wie vom Glaubenden, dieselbe Wirklichkeit wahrgenommen. Die Art und Weise aber, wie sie wahrgenommen wird, verändert alles:

Gott, Gott ist für mich wie Luft, ich sehe ihn nicht, ich kann ihn nicht greifen und packen. Also ist er wie Luft für mich!

Mich gibt es, ich staune über das Geheimnis der Wirklichkeit, schon mein Vorhandensein ist ein Wunder. Das Geheimnis Gottes durchdringt und prägt alles. Er ist für mich wie die Luft, die mich umgibt und ohne die ich nicht leben kann.

Die Art und Weise, wie wir die Wirklichkeit wahrnehmen, verändert sie - völlig. Glauben, wie geht das? Ich meine, die kleine Geschichte gibt uns einen wichtigen Hinweis, wie Glauben geht: Glauben verwandelt die Wirklichkeit!

So weit einige Hinweise und Überlegungen zum Beginn unseres gemeinsamen Weges heute Vormittag. Jetzt stehen zwei Vertiefungen an, eine ist eher biblisch geprägt, die andere eher erkenntnistheoretisch. Beide Vertiefungen setzen das „Ver-

wandelnde“ voraus, das unsere Geschichte zum Thema gemacht hat.

3. Vertiefung I

Ignatius war jemand, der im Blick auf das Leben Jesu immer kleinste Details so wahrzunehmen verstand, dass sie als Überraschungen dienen konnten. Wir alle haben uns sicher schon einmal gefragt, wie Jesus auf Menschen gewirkt hat. Was hat ihn so überzeugend gemacht? Wieso wirkte er so auferbauend, so aufrichtend, „identitätsvermittelnd“ auf so viele Menschen? Die Geschichte vom Hauptmann von Kapharnaum kann uns da einen wichtigen Hinweis geben. Den Rahmen kennen wir: Als Jesus nach Kapharnaum kommt, tritt ein römischer Hauptmann an ihn heran und bittet ihn, seinen Diener zu heilen. Nein, es ist nicht nötig, dass Jesus zu ihm kommt. Einfach so, kann er den Diener des Hauptmanns heilen, jetzt, hier, sofort. Was nun folgt, ist eine nicht zu unterschätzende Aussage über die Reaktion Jesu: „o de Jesus etaumassen“ – „Jesus aber staunte“: Wir bekommen hier einen Jesu vor Augen geführt, der über einen römischen Hauptmann staunt, zu staunen vermag. Über die Wirklichkeit eines anderen Menschen staunen zu können – das vermittelt Wertschätzung und Respekt vor dem Geheimnis, das eine andere Person für mich ist. Staunen zu können, eine neue Erfahrungswirklichkeit und Erfahrungsqualität zulassen zu können und ins Spiel zu bringen, könnte genau das nicht ein Schlüssel sein für die Art und Weise, wie Jesus Wirkung zeigen konnte. Und staunen zu können, hat das nicht auch etwas mit jenem glaubenden Menschen zu tun, der in unserer Geschichte dem nicht glaubenden seine Antwort gegeben hat?

Eine erste Vertiefung, die biblische – nun die zweite, eher erkenntnistheoretisch ausgerichtet.

4. Vertiefung II

Die deutsche Sprache macht es uns möglich, zwei Vorgänge im je persönlichen, existentiellen Wahrnehmen zu unterscheiden und zu

differenzieren: Ich *erlebe* etwas – ich *mache* eine Erfahrung. – Erlebnisse „haben“ wir und Erfahrungen „machen“ wir. Wichtig für uns ist es, unsere Erlebnisse so zu buchstabieren, dass wir sie als Erfahrung lesen können. Das mag zunächst etwas fremd klingen, wird aber sofort einleuchtend: Vieles erleben wir ganz unmittelbar. Eine Fülle von Gefühlen und Emotionen widerfahren uns und sind uns somit schlicht gegeben. Zur Erfahrung werden sie uns aber nur dann, wenn wir sie annehmen, uns ihnen stellen und bewusst mit ihnen umgehen.

Es ist nun von vornherein überhaupt nicht ausgemacht, zu welchen Erfahrungen Erlebnisse heranreifen. Herausragendes Beispiel dafür ist das Erleben einer Krankheit. Bei jemandem, der sich – christlich geprägt – auf die Botschaft von Jesus am Kreuz einlässt, wird wahrscheinlich eine völlig andere Erfahrung heranreifen, als bei jemandem, der das nicht tut. Es kommt also darauf an, dass an das Erleben von Menschen hilfreiche, weiterführende, ja, erlösende Deutehorizonte herangetragen werden. Das ist dann auch der Ort, an dem geistliche, spirituelle Prozesse zum Tragen kommen. Wichtig ist nun das Folgende: An dem, was in mir zur Erfahrung heranreift, kann ich mitwirken und mitarbeiten, indem ich bestimmte Deutehorizonte in mich aufnehme und sie sich in mir entfalten lasse. Auf dieselbe Art und Weise kann ich auch daran mitwirken, dass analoge Prozesse in einem anderen Menschen, den ich etwa begleite, in Gang kommen.

Es ist bisweilen sogar möglich, dass etwa ein schwieriges Erlebnis der Vergangenheit, wenn ich es jetzt unter einer neuen Hinsicht betrachte und deute, zu einer neuen, vielleicht versöhnenden Erfahrung heranreift. Aus der Exerzitienbegleitung weiß ich: Es gibt eine Versöhnung mit den schlimmsten Erlebnissen der Vergangenheit. Die Möglichkeit, dass aus Erlebnissen auch weit zurückliegender Vergangenheit ganz neue, nun vom Glauben geprägte Erfahrungen heranreifen, diese Möglichkeit ist nie zu Ende, sondern immer gegeben.

Doch weiter: Es kann nun sein, dass eine Überfülle von Erlebnissen wirkliche Erfahrungen geradezu verhindert. Wer alles und jedes erleben will, dem bleibt mitunter eine wirkliche Erfahrung verwehrt.

Es ist wohl in der Tat so, dass die Fähigkeit zur Erfahrung, mithin also eine wirkliche existentielle Erfahrungskompetenz, bestimmte lebens-kulturelle Fähigkeiten voraussetzt, vielleicht sogar eine Form von As-kese.

Nicht umsonst sagen bisweilen erfahrene Pädagogen, dass die frü- heste Form religiöser Erziehung diejenige ist, die die Fähigkeit eines kleinen Kindes unterstützt, schlicht und einfach über die Phänomene des Lebens staunen zu können. Aber auch die Fähigkeit zur Stille, zum Schweigen, zum Hören gehört dazu. Hier ist manches Potential für die Perspektiven kirchlichen Lebens und unserer Pastoral enthal- ten.

Doch für den Moment soll dieser Gedankenkreis nur einer Vertiefung dienen. Ich hoffe aber, Sie spüren auch hier wieder die Nähe zu un- serer kleinen Geschichte: Die Art und Weise des gestalteten *Erle- bens*, also der der *Erfahrung* verändert meine Wirklichkeit

5. Konkretionen: Überblick und Entfaltungen

Wie gehen wir nun weiter vor? Ich möchte Ihnen nun nach diesen einführenden Gedankenkreisen als Konkretion einen ganz bestimmten Deutehorizont menschlicher Existenz vor Augen führen, der der Mitte christlich-liturgischen Lebens entstammt und, wie ich meine, eine große Nähe zum spezifischen Dienst des Diakons beinhaltet.

5.1. Ein Überblick

Worum geht es? Wenn wir uns einlassen auf das Geheimnis der Eucharistie, durchschreiten wir gleich zu Beginn der liturgischen Feier eine Schwelle, und zwar eine, die eine Fülle existenzieller Deutehorizonte ins Schwingen zu bringen vermag. Ich meine den schlichten Ruf: „Herr, erbarme Dich“ – und zwar in seiner deutschen, griechischen und hebräisch-aramäischen Sprachgestalt.

5.1.1. „Herr, erbarme Dich!“

Das deutsche Wort „Erbarmen“ ist zu einem typischen Kirchenwort geworden, dass in der Alltagssprache keinen Ort mehr hat, dort schlicht nicht mehr vorkommt. Anders ist es mit dem Adjektiv „erbärmlich“. Jemand sieht erbärmlich aus, jemanden geht es erbärmlich. Normalerweise ist das ein Zustand, den niemand gerne öffentlich macht. Wem es erbärmlich geht, der zieht sich zurück, offenbart sich höchstens noch den engsten Lebensgefährten. Scham spielt da eine große Rolle in einer Gesellschaft, die vor allem jugendlich-dynamische Menschen favorisiert. Wie ist es aber im Glaubensleben? Gibt es überhaupt ein Glaubensleben, das ohne das Eingeständnis meiner Angewiesenheit, meiner Not, meiner Bedürftigkeit sich entfalten könnte. Es gibt gerade auch sie, die Fragen, auf die ich keine Antwort finde und die einen großen Teil meiner Erbärmlichkeit ausmachen. Biblisches Beten, so wie wir es in den Psalmen finden, ist oft gerade vor allem der Umgang mit all dem, was in und an mir und für mich erbärmlich ist. Es gibt eine Form existenzieller Ehrlichkeit, ohne die christlich verstandener Glaube nicht authentisch gelebt werden kann. „Herr, erbarme Dich“ – dieser Ruf ist Einladung und Motivation zu einer Form existenzieller Ehrlichkeit, ohne die Glaube – ich darf diese Formulierung nun ganz bewusst aufgreifen – nicht „geht“. Ich bin nicht Gott. Ich bin Kreatur, angewiesen, empfindsam, bedürftig, niemand, der sich selbst letzten Sinn geben kann, mitunter schuldig, mitunter erbärmlich dran. „Herr, erbarme Dich!“ – die deutsche Sprachgestalt.

5.1.2. „Kyrie eleison!“

Die Gesichte des Rufes „Kyrie eleison“ ist uralt. Sie führt uns zurück in die griechische Antike, in die Zeit der Stadtstaaten. Die Feinde kommen und drohen alles zu zerstören, die Felder, die Lebensgrundlagen und zum Schluss unsere Stadt. Wir müssen etwas tun: Der Feldherr wird gerufen, das Heer wird aufgestellt und alle ziehen in die Schlacht. Und tatsächlich, der Feind wird abgewendet, wird sogar besiegt und die Grundlagen unseres Lebens sind gerettet. Jetzt zieht der Feldherr im Triumph ein – und was rufen die Bewohner? „Kyrie eleison!“ Diesem Kontext entstammt unser Ruf. Gehen wir nun einige Jahrhunderte weiter. Das Römische Reich hat sich entfaltet und der Kaiser ist der Herrscher der Welt, des

Westens wie des Ostens. Wenn er nun unterwegs ist und in eine Stadt einzieht, die er besucht, was rufen ihm die Menschen in seinem – überwiegend griechischsprachigen – Reich zu: „Kyrie eleison!“. Noch einmal Jahre später. Die römischen Herrscher hatten immer wieder Christen verfolgt und forderten gottgleiche Verehrung. Nicht wenige sind abgefallen, aber für die anderen ist die Frage entscheidend geworden: Wer ist mein Kyrios, mein Herr? Wem gebe ich die Macht in meinem Leben? Das völlig Unerwartete geschieht: Im dritten, vierten Jahrhundert wird der an den Kaiser gerichtete Ruf in die christliche Liturgie übernommen: Kein Kaiser, nur Christus ist der Herr. Glaube, so können wir wieder sagen, er „geht“ nicht ohne Klarheit und Entschiedenheit. Wer hat Macht – in meiner Seele: „Kyrie eleison! – Christe eleison! – Kyrie eleison!“

5.1.3. „adonai rachäm!“

Nun zum hebräisch-aramäischen Kontext. Dort kommt noch einmal eine ganz andere Dimension ins Klingen. Wer das Wort „rachäm“ hört, hört mit „rachamim“ – und das meint den Schoß der Mutter. Das hebräische Wort für Erbarmen lässt an ein Kind denken, das verängstigt Schutz gesucht hat und nun im Schoß seiner Mutter tiefste Geborgenheit erfährt. Mit ist unvergesslich, wie vor Jahren der Freiburger Alttestamentler Alfons Deißler das Wort „rachäm“ – „Erbarmen“ mit „Mutterschöbigkeit“ übersetzt hat. Kaum schöner und besser als in diesem Kontext lässt sich die Mütterlichkeit Gottes thematisieren. „adonai rachäm!“

Eingangstor zur Eucharistie, zur Mitte des Glaubens ist die Bitte um Gottes Erbarmen. Drei Dimensionen konnten wir beim Gang durch drei Sprachen wahrufen: Die Erbärmlichkeit im Deutschen – übrigens wäre ein Blick auf das Lateinische dem sehr ähnlich: „Domine miserere!“ Dann der Blick auf den Kyrios im Griechischen und das Einbergen im Schoß der Mutter im Hebräischen.

Versuchen wir nun, die gelegten Grundlagen auf Ihren Dienst hin, den der Diakone, zu entfalten!

5.2. Der Diakon und die *Erbärmlichkeit*

Wer im Geist des Ignatius von Loyola die Exerziten in ihrer vollen Form durchläuft, durchläuft vier unterschiedlich gestaltete und strukturierte Wochen. Eine besondere Herausforderung ist die erste, denn sie konfrontiert den, der sich auf den Weg gemacht hat, mit seiner eigenen Abgründigkeit, der Not seiner unbeantworteten Fragen, kurz, mit seiner eigenen Erbärmlichkeit in all ihren Facetten. Die Erfahrung des Ignatius ist die: Glaube „geht“ nicht ohne existenzielle Ehrlichkeit, ohne Konfrontation mit dem Abgründigen.

Biblisch gesehen gibt es die Diakone nur deswegen, weil sich die frühe christliche Gemeinde ganz praktisch der Not und der Erbärmlichkeit des Lebens gestellt hat. Weil ich an Gott glaube, muss ich mir meine Wirklichkeit nicht schönreden. Weil ich an Gott glaube, muss ich nicht so tun, als ob hier überall Gerechtigkeit herrscht. Weil ich an Gott glaube, muss ich mich denen, die die Macht haben, nicht anbiedern. Weil ich an Gott glaube, kann ich unbequem werden. Weil ich an Gott glaube, kann ich dafür Sorge tragen, dass das Elend der Menschen buchstäblich zum Himmel schreit. Der Diakon und die Erbärmlichkeit ...

Drehen wir es einmal um: Was geht vor diesem Hintergrund nicht für Diakone? Ein Diakon ist kein Vize-Gemeindeführer, dessen primäre Aufgabe der Dienst des Zusammenführens und der Einheit ist. Natürlich, das ist im Letzten nichts, was der Aufgabe auch eines Diakons widersprechen darf, beileibe nicht. Aber zunächst einmal muss der Diakon stören, Scheinsicherheiten durchkreuzen, verunsichern, Milieus aufbrechen, Erbärmliches ins Wort bringen. Der Diakon ist, und das möchte ich gerne als These formulieren, ein Diener praktisch-existenzieller Ehrlichkeit. Er hat Themen zu setzen – und zwar überraschend nahe. Er hat Selbstverständlichkeiten des Christentums als Provokation herauszuschreiben. Ein Beispiel: Die frühen Christen waren deswegen so überzeugend und so missionarisch, gerade weil sie in sozialen Fragen eindeutig waren. Ich würde mir Diakone wünschen, die einmal die Frage stellen, woran man in der eigenen Stadt katholische Hausbesitzer erkennt. Sind das die, die signifikant deutlich kinderreiche Familien als Mieter aufnehmen? Wie will eine Gemeinde missionarisch wirken, wenn die, die sie prägen, genau christentümelnd agieren wie so viele?

Der Diakon und die Erbärmlichkeit: Weil ich an Gott glaube, bin ich frei für einen Dienst, der unbequem ist, etwas kostet und fordert. Weil ich an Gott glaube, sind mir auch die schwierigen Facetten gelebter Ehrlichkeit zugänglich.

5.3. Der Diakon und die *Herrlichkeit*

Die Machtfrage erlebe ich heute als eine ganz zentrale. Sie stellt sich anders als vor Jahrzehnten. Christus als Kyrios, als Herr und als König, das waren Bilder und Vorstellungen, die in den 30er Jahren nicht wenigen Christen geholfen haben, als die Nazis immer mächtiger wurden. Mich beeindruckt heute noch eine Christkönigsskulptur aus eben dieser Zeit, die sich in meiner Kaplanskirche erhalten hat. Wer ist mein Herr? Wer hat die Macht in mir drin? Der, der sich schlimmer noch als ein antiker Kaiser zum Weltenherr aufspielt oder Christus? Nein, Eindeutigkeit hineinzubuchstabieren ins Leben, das war nie wirklich einfach, sondern immer eine Herausforderung. Aber heute hat die Anforderung ein ganz anderes Profil, die Machtfrage, sie stellt sich heute vielgestaltiger, buchstäblich pluralistischer in einer pluralistischen Gesellschaft.

Vielleicht hilft uns eine Zwischenüberlegung: Das deutsche Wort „Bildung“ hat eine hochinteressante Geschichte. Es begegnet uns zum ersten Mal im Umfeld von Meister Eckhart. Es ist nicht eigentlich das Wort „Bildung“, das zum Tragen kommt, sondern das Wort „i[h]nbildung“. Wir können diesen Begriff leider nicht direkt ins Neuhochdeutsche übersetzen. „Einbildung“ nämlich meint heutzutage etwas völlig anderes und würde uns auf eine falsche Fährte führen. „Einbildung“, das ist heute *bloße* „Einbildung“, die ja gerade nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat.

Doch gerade darum ging es Eckhart: Wir sollen die Wirklichkeit, die tatsächliche Wirklichkeit, so in uns einlassen, so in uns sich ausdrücken lassen, sie so in uns „ein-bilden“, also „i[h]nbilden“, dass sie uns zu prägen und zu formen vermag.

Die „i[h]nbildung“! Diese alten Beobachtungen gewinnen heute neu an Bedeutung – und zwar deswegen, weil wir uns von einer literarisch bestimmten Kultur zu einer deutlich stärker bildorientierten Kultur weiter entwickeln. Ich brauche in dem Zusammenhang wohl

nur kurz an die neuen medialen Möglichkeiten zu erinnern. Bilder über Bilder, eine attraktive Szenerie folgt der anderen – und immer wieder schöne, spannende, hochattraktive Menschen. Wem geben 16-Jährige Macht in ihrem Leben?

Bleiben wir noch ein wenig dran an der Machtfrage: Welche Vorstellungen prägen die bürgerliche Mitte? Ich weiß, wir könnten jetzt viele soziologische Wahrnehmungen heranziehen, aber ich möchte mit einigen Wahrnehmungen zuspitzen: Im Tourismusbereich hat in den letzten zwanzig Jahren nichts einen solchen Aufschwung genommen wie die Kreuzfahrtindustrie. Ob „Mein Schiff“, „Aida“ oder vornehmer die „Europa“ – das sind die Sehnsuchtsbilder, die in der bürgerlichen Mitte idealbildende Macht gewonnen haben. Völlig klar, dass sie sich auch auf die Idealvorstellung auswirken, die ich mir vom Leben überhaupt mache: Das Leben als eine Pauschalreise: Gut untergebracht in meinem Zimmer, in meiner Kabine, werde ich von dem ernährt, was ich kenne, und nur ganz gesichert mache ich hin und wieder Ausflüge in die Fremde, die so nur ein pittoreskes Bild abgibt, mich aber nicht wirklich tangiert, berührt und herausfordert. Und wehe, wenn Erwartungen nicht erfüllt werden: Klagen folgen. – Abgesichert durch das Leben. Niemand auf der ganzen Welt schließt so viele Versicherungen ab wie die deutsche Bevölkerung.

Warum erzähle ich das alles? Ich versuche, die biedere Normalvariante einer säkularen Sicht auf das Leben zu skizzieren, die unwahrscheinlich viel Macht gewonnen hat: Ich habe viel gearbeitet und lebe jetzt noch vielleicht zehn, fünfzehn Jahre. Ich darf mir doch auch etwas gönnen. Das Leben muss doch auch etwas für mich bereithaben! Kleinbürgerlich-lebensnah kommt oft daher, was tatsächlich Macht ausübt bei vielen Menschen – hier drinnen!

Oder – um weiter in diesem lebensweltlichen Segment unserer Gesellschaft zu bleiben: Man hört es wohl oft auf einem Kreuzfahrtschiff und anderswo ausgesprochen, dieses Grunddogma der Mitte unserer Gesellschaft: „Hauptsache gesund!“ Es gibt eine Untersuchung, die darlegen zu können meinte, dass mittlerweile mehr Menschen Mitglieder in Fitness-Studios sind als an einen gewöhnlichen Sonntag unter dem Jahr zur Kirche gehen. In manchen Bereichen Deutschlands könnte das zutreffen.

„Hauptsache gesund!“ Dieser Satz hat Macht, brutale Macht. Und er bestimmt Lebenswirklichkeiten. Wer an Krebs erkrankt, für den ist offensichtlich die Hauptsache weggebrochen.

„Kyrie eleison!“ Wem gebe ich Macht in meinem Leben? Wie konkretisiert sich bei mir Klarheit und Entschiedenheit?

Wir leben zunehmend in einer Bildkultur, das heißt auch, dass Zeichen und Symbolen eine immer größere Bedeutung zukommt, auch einer Symbolwirklichkeit, die sich mit dem Auftreten eines Menschen verbindet.

Was macht einer, der hauptberuflich, nebenberuflich, auf jeden Fall prägend und bestimmend, „diakonos“, „Diener“, geworden ist?

Ich wünsche mir Diakone, an denen ablesbar ist, wie sie für sich die „Machtfrage“ gelöst haben, beziehungsweise lösen.

Das bischöfliche Amt ist in der Öffentlichkeit – nach Limburg – gegenwärtig vielfach diskreditiert. Von Papst Franziskus her gibt es Ansätze zu einer Gesundung. Das persönliche Lebenszeugnis des Priesters ist zurzeit oft überlagert durch die gewaltigen Strukturveränderungen.

Könnte es sein, dass dem Lebenszeugnis der Diakone im Gesamt des kirchlichen Amtes zumindest in unserem Land eine ganz neue Bedeutung zukommt? Diakone stehen mitten im Leben – und als solche orientieren sie sich an Jesus Christus. Tut sich da nicht etwas? Könnte sich nicht so etwas zeigen wie ein „Glaubwürdigkeitscharisma“, das gerade dieser Gruppe des kirchlichen Amtes heute ganz besonders zukommt? Könnten nicht gerade die Diakone in ganz besonderer Weise etwas verkörpern von jener „Freiheit zum Dienst“, die das Evangelium schenkt? Könnte es nicht sein, dass dem Diakonat in der deutschen Kirche eine neue Bedeutung zukommt? Das kann aber nur gehen, wenn die Diakone in der Profilierung ihres Engagements dem spezifischen Dienst, zu dem sie berufen sind, in besonderer Weise treu bleiben.

Wieso ist ein solches Amtscharisma von so großer Bedeutung? Lassen Sie mich noch einmal die Überlegungen zur Erlebnis und Erfahrung aufgreifen. Jemand, der wie die Diakone – oft zumindest – mitten in der Familie lebt, in einem zivilen Beruf arbeitet, der ist für Menschen, die dieselbe Erlebnisbasis haben – der Alltag ist ja verwandt

und ähnlich – vertraut. Aber offensichtlich haben sie die „Machtfrage“, so wie ich sie skizziert habe, anders gelöst. Sie sind also jemand, mit ähnlichen Erlebnissen und einer ähnlichen Lebenswelt, aber der Deutehorizont ist ein entschiedener. Wir brauchen Diakone, die die Menschen neugierig machen: Warum lebst Du so? Warum engagierst Du Dich auf Dauer, verbindlich, lebenslang? Was hat Dich da motiviert? Was trägt Dich?

So etwas kommt aber nur in Gang, wenn sich das Diakonat in den gegenwärtigen Strukturveränderungen klar vom Leitungsdienst des Priesters unterscheidet. Hier braucht es beides: Abgrenzung und gerade die so möglich werdende tiefe spezifische Solidarität. Um die nötige Klarheit wird hier und da sicher heftig gerungen werden müssen.

Deswegen zum Schluss dieser Überlegungen keine These, sondern eine Frage: Der Diakon und die „Herrlichkeit“ – Wie gelingt es, dass die Freiheit zum Dienst, zu dem die Diakone berufen sind, zu einem spezifischen Zeugnis wird, das die gegenwärtigen Kirche so dringend braucht?

5.4. Der Diakon und die Zärtlichkeit

„adonai rachäm!“ Nach dem vorhin Vorgetragenen könnte ich jetzt natürlich sofort die offene Flanke thematisieren: Gerade die Rede vom Erbarmen verweist auf den Mutterschoß, die weibliche Seite der Wirklichkeit Gottes. Müsste das nicht amtstheologische Konsequenzen haben? Nun, so könnte man fragen – und so wird ja auch im Blick auf den Diakonat gefragt. Ich allerdings möchte mich heute beschränken auf gegenwärtig mögliche Perspektiven. Deswegen auch die Überschrift. Der Diakon und die Zärtlichkeit, besser vielleicht: Der Diakon und die Zärtlichkeit Gottes.

Was könnten wir unter diesen Stichworten im Blick auf eine diakonale Spiritualität entfalten. Drei Gesichtspunkte möchte ich einbringen:

a) Der Diakon repräsentiert auf spezifische Weise die Persönlichkeit christlicher karitativer Praxis. Hauptinstrument christlicher Liebe ist und bleibt der Mensch – unmittelbar. Kann dies der Diakon nicht

selbst leisten, trägt er Sorge dafür, dass andere in dieses Tun eingeführt werden. Diakone begleiten die, die diakonisch handeln. Das klingt einfach, fast banal. Wenn, um die Sprache von Papst Franziskus aufzugreifen, für die „Ränder“ lediglich die Profis zuständig sind, stimmt etwas auch dann nicht, wenn die Profis noch so gute Arbeit machen. Professionalisierung und Zärtlichkeit wachsen nicht immer im selben Maß. Diakone sind Anwälte des zärtlichen Gottes – und das hoffentlich mit starken Männerhänden.

b) Zärtlichkeit hat viel mit Verbindlichkeit zu tun, Verbindlichkeit aber mit Dauer, mit Dran-bleiben. Von daher meine ich, dass Diakone auch einen ganz spezifischen Beitrag zu einer begleitenden Seelsorge leisten können. Das priesterliche Amt droht in Deutschland episkopal zu werden. Episkopein heißt drüber zu schauen und für das große Ganze Sorge zu tragen. Der leitende Priester einer Seelsorgeeinheit mit zehn Gemeinden muss in diesem Sinne episkopal agieren. Nun, wenn er gut agiert, fragt er sich, wie in dieser Situation seelsorgerliche Nähe neu möglich wird, wer begleitend arbeitet und begleitende Seelsorge strukturiert und stützt. Hier gibt es neue Felder, in denen Diakone und pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter solidarisch zusammenarbeiten können und müssen. Kreativität ist gefragt. Aber klar ist auch: Von einem zärtlichen Gott zu reden, ihn anzurufen am Beginn der Eucharistiefeier, das geht nur, wenn einer begleitenden Seelsorge auf allen Ebenen gedient wird.

c) Diakone müssen zupacken können. Schon Stefanus hat organisiert. Diakone sind oft keine Akademiker. Das ist – im Konzert der Amtsträger – auch eine große Chance. Spiritualität, die lebt und Menschen motiviert, gibt es nicht ohne klar umschriebene Projekte, ohne eindeutig definierte Handlungsfelder. Diakone sind immer Anwälte des Konkreten, Anwälte dessen, was morgen um zehn Uhr geschieht. Wer kommt? Wer macht's? Wer hilft? Wann fangen wir an?

Drei Gesichtspunkte habe ich benannt. Eines haben sie alle gemeinsam: Es geht darum, dass Erfahrungsräume entstehen, hier und jetzt, Erfahrungsräume aber nicht für die, die immer schon da sind, für die Insider, für die Kerngemeinde. Erfahrungsräume müssen missionarischen Charakter haben, nur dann verströmen sie etwas vom Charme des zärtlichen Gottes. Übrigens: Das französische Wort „Charme“ und das griechische Wort „Charisma“ haben dieselbe

Wurzel – gerade Kirchenmänner sollten das nie vergessen. Dann sind sie frei zum Dienst.

6. Schlussgedanken

Darf ich noch einmal den Weg skizzieren, den wir gegangen sind? Eine kinderschwere Frage am Anfang: Glaube, wie geht das. Dann die kleine Geschichte von Gott und der Luft. Glaube hat viel zu tun mit der Frage, wie ich die Wirklichkeit wahrnehme. Mein Zugriff verändert die Wirklichkeit. Glaube ist verwandt mit dem Staunen, einer Eigenschaft, über die Jesus buchstäblich in erstaunlichem Maß verfügt haben muss. So können sich Erlebnisse in bereichernde Erfahrungen hineinverwandeln. Glaube kann wachsen!

Und die Diakone?

Sie sind Anwälte einer existenziellen Ehrlichkeit, die sich nicht scheut, hinabzusteigen in die Erbärmlichkeiten des Lebens.

Diakone sind Menschen, die sich der Machtfrage gestellt haben. Sie leben aus einer Eindeutigkeit, die Menschen motivieren kann, sich auf neue Erfahrungswege mit Gott einzulassen.

Diakone können den zärtlichen Gott bezeugen. Denn sie begleiten, bleiben dran und sind Anwälte des Konkreten.